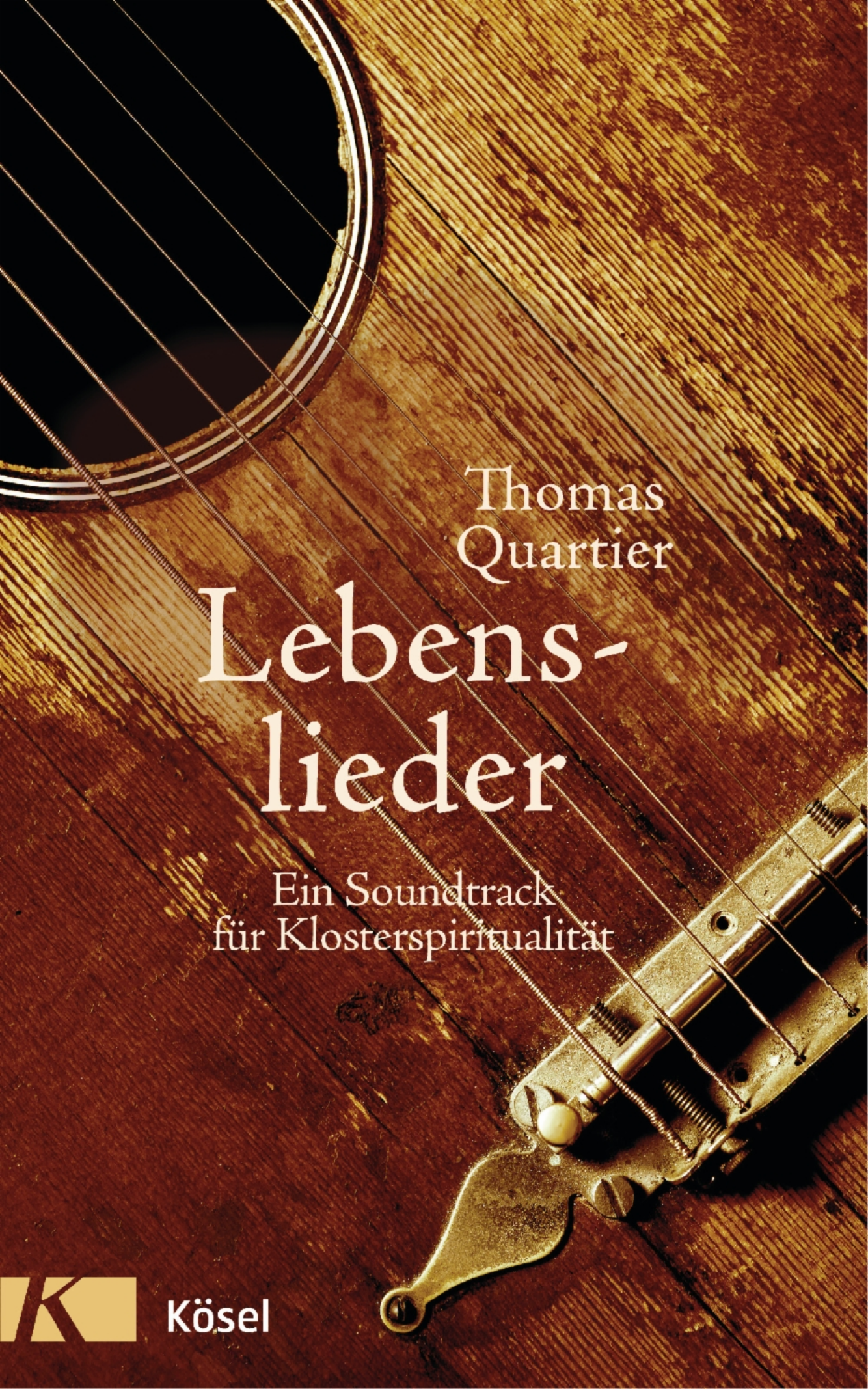




Thomas
Quartier

Lebens- lieder

Ein Soundtrack
für Klosterspiritualität



Kösel

Thomas Quartier osb

Lebens- lieder

Thomas Quartier osb

Lebens- lieder

Ein Soundtrack
für Klosterspiritualität

Kösel

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Copyright © 2019 Kösel-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlag: Weiss Werkstatt, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37253-9

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*Für Robert,
Gefährte der
Lieder und Wege*

Inhalt

Intro: »Mit Harfe und Leier«	9
Idole: »Ich bin der Herr, euer Gott«	21
Lieder: »Griffel des flinken Schreibers«	43
Performance: »Der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden«	67
Kämpfer: »Alle suchen dich«	91
Ewigkeit: »Abraham und seinen Nachkommen auf ewig«	115
Himmel: »Im Haus meines Vaters sind viele Wohnungen«	139
Identität: »Das alles ist Windhauch«	163
Realität: »Die Liebe ist langmütig«	187
Coverversionen: »Neuer Wein in alte Schläuche«	209
Anmerkungen	219

Intro: »Mit Harfe und Leier«

Das Buch der Psalmen, Liederbuch der Bibel, endet mit einer beeindruckenden Liste von Musikinstrumenten, mit denen man Gottes Lob singen kann. Der Mensch legt sein gesamtes musikalisches Gefühl und Können in jenes eine Lied, das er für Gott singt, das zu seinem Lebenslied wird. Mich fasziniert am Mönchtum vor allem, dass der Klang jenes Lebensliedes alles durchdringt. Mönche singen in allen Lebenslagen mit allen Registern ihrer Person für Gott. Sie nehmen den Aufruf des Psalmisten wörtlich:

*Lobt ihn mit dem Schall des Widderhorns,
lobt ihn mit Harfe und Leier!
Lobt ihn mit Trommel und Reigentanz,
lobt ihn mit Saiten und Flöte!
Lobt ihn mit tönenden Zimbeln,
lobt ihn mit schallenden Zimbeln! (Ps 150,2-5).*

An den Liedern meiner Kindheit war von dieser Art von Mönch in mir noch nichts zu merken. Oder doch? Jedenfalls war ich mir dessen nicht bewusst. Das erste Musikinstrument, das ich spielte, war die allseits bekannte, handelsübliche Mundharmonika. Sie kommt nicht in der Auflistung im Psalm vor und ist auch nicht gerade das, was man später im Kloster erwarten würde. Auch wenn man das Lob Gottes in allen Tönen singen kann, so kann ich beim besten Willen nicht sagen, meine kindlichen Bemühungen als solches erfahren zu haben.

Schon früh bekam ich eine Spielzeugharmonika von meiner Großmutter geschenkt. Ich spielte bekannte Kinderlieder, mehr schlecht als recht. Aber immer mit großer Leidenschaft und Inbrunst, wie meine Mutter mir glaubhaft versichert. Auch wenn ihr der Geräuschpegel sicher manchmal auf die Nerven gegangen ist, was sie heute nicht mehr

zugeben will. Später wurde die Mundharmonika für mich zum Melodieträger meiner musikalischen Pubertät. Ich spielte sie auf einem Ständer um meinen Nacken, dazu Westerngitarre. Dazwischen sang ich alle möglichen Lieder: Protestsongs, Arbeiterlieder, Volkslieder.

Allesamt waren sie Versuche, meinem Verlangen nach einer besseren Welt, einem sinnvollen Leben und ein klein wenig Erfüllung Ausdruck zu verleihen. Genauer wusste ich zu jener Zeit noch nicht, wonach es mich eigentlich verlangte. Es war noch nicht mehr als ein Vorspiel. Aber der Klang meiner Mundharmonika wurde im Laufe der Jahre immer leidenschaftlicher. Die geselligen Kinderweisen spielte ich schon lange nicht mehr. Der Blues weckte in mir Sehnsucht, keine Gemütlichkeit. Meine Lieder erwachten zum Leben.

Bluesharp

In dieser Phase hat das Spiel auf dem Blasinstrument eine wichtige musikalische Vorliebe in mir hervorgerufen: Ich begeisterte mich für *Singersongwriter* und alles, was in den Bereichen Pop und Rock irgendwie damit zusammenhing. Ich bewunderte Liedermacher im In- und Ausland, die den wehmütigen und zugleich verheißungsvollen Klang der Mundharmonika in ihr Werk integrierten. Um mich dabei von jeglicher Volkstümelei abzusetzen, sprach ich inzwischen von einer »Bluesharp«. Das klang doch schon viel mehr nach großer weiter Welt, nach Fernweh, Freiheit und Kreativität. Ich war Autodidakt und verbrachte Stunden blasend und saugend auf meinem Zimmer, krampfhaft ein »Bending« versuchend. Für die Nicht-Kenner: es handelt sich dabei um eine Technik, wie man einen Ton »biegen« kann, das heißt bluesig ein wenig höher oder tiefer spielt. Das gab dem Ganzen einen gewissen Touch, den unverwechselbaren Klang, wie man ihn von Cowboys und Landstreichern kannte.

Der Singersongwriter-Sound, den ich in jener Zeit hörte, war spontan und »basic«. Es ging weniger um filigrane Harmoniegefüge, als vielmehr um die Idee, die Story, das Gefühl. In einem Buch zum Erlernen des Blues las ich: »Früher oder später wirst du an einen

Punkt kommen, an dem du zwar improvisiert spielen kannst, dir aber eine gewisse persönliche Note in deinem Spiel fehlt. Diese stellt sich dann ein, wenn manchmal etwas Unerwartetes passiert, und vor allem, wenn man für einen kurzen Moment von der Bluesskala abweicht«.¹ Es ist kein Zufall, dass mich die Mundharmonika schon früh auf diesen musikalischen Weg geführt hat, denn er entspricht meiner musikalischen und auch persönlichen Neigung: ich improvisiere für mein Leben gern, in allen Lebenslagen.

Das heißt nicht, dass ich nicht auch etwas gelernt hätte. Man kann nur von der Bluesskala abweichen, wenn man sie zuvor beherrscht, und das ist am Anfang gar nicht so einfach. Momente der Freiheit setzen Struktur voraus, nicht nur im Blues. So bin ich heute froh, dass ich am Klavier eine Art musikalische Grundausbildung erhalten habe, auch wenn mein Klavierunterricht mich langweilte. Die Etüden von Carl Czerny kamen mir öde und sinnlos vor. Lieber spielte ich auch an den Tasten nach Gehör, und zwar ganz unterschiedliche Weisen. Das gefiel meinem Klavierlehrer, dem braven Organisten meiner Heimatpfarrei und einem herzensguten Mann, gar nicht. Er sagte mir, die Etüden seien wichtiger, ebenso wie die endlosen Tonleitern, hoch, runter und dann gegeneinander. Mir leuchtete das zwar irgendwie ein, und ich tat, was nötig war, um die wöchentliche Klavierstunde so unbeschadet wie möglich zu überstehen. Denn ich wollte nichts lieber als Klavierspielen. Doch kaum war er nach einem Gläschen mit meinem Vater wieder weg, spielte ich, was mir in den Sinn kam und auf der Seele brannte: Blues in C.

Ich war wohl eher der Träumer als der penible Techniker. Ich schnappte mir meine Bluesharp, kombinierte sie mit dem Klavier und meiner Westerngitarre, und träumte von einer besseren Welt. Meistens war es recht flach, was ich so spielte. Es stellte sich nichts Unerwartetes ein, wie man es sich bei einer echten Improvisation erhoffte. Dafür fehlte mir noch das Gespür und die Gelassenheit. Vieles von meiner persönlichen Note in jener Zeit war mehr gewollt als gekonnt. Aber ich habe es mit Begeisterung gemacht, fühlte mich individuell und extravagant.

Gregorianik

Von einem Mönch würde man eigentlich eher das Gegenteil erwarten, nämlich dass er sich mit Disziplin und Genauigkeit in das Repertoire des Mönchschores fügt. Eine musikalische Mönchsarbeit kommt an Etüden und Tonleitern nicht vorbei. Der Musikant sollte eigentlich ganz und gar darin aufgehen, keinesfalls auf unerwartete Momente spekulieren. Wenn man als Einzelner im Chor eines Klosters herauszuhören ist, ist das ein ganz schlechtes Zeichen. Es geht um den Chor, nicht um die persönliche Stimme oder Stimmung. Musikalisch schien ich im Kloster also im völlig falschen Film gelandet zu sein.

Auch wenn vielleicht langgezogene Mundharmonikasoli das Vorspiel in meiner Kindheit und Jugend bildeten, so musste doch etwas anderes an ihre Stelle treten, was meinem musikalischen und vor allem spirituellen Verlangen mehr Struktur gab. Die Bluesskala schien mir völlig ungeeignet, denn schon der Klang »gebogener« Töne erweckte eine Sehnsucht in mir, die ich nicht mit ins Kloster nehmen wollte. Schon in den Jahren vor meinem Eintritt in unsere Abtei ließ ich die Bluesharp darum im Etui verstauben. Ich spielte sie nicht mehr und hörte auch nicht mehr die Folk-Platten jener Helden meiner Jugend, die sie so meisterlich einzusetzen vermochten. Ich fand, dass ich nur noch jene Gesänge hören durfte, die für mich der Ausdruck des Mönchtums par excellence waren: Gregorianische Choräle, jenes geheimnisvolle Repertoire, dessen erste handschriftliche Bezeugungen auf das zehnte und elfte Jahrhundert zurückgehen.

Ich tat mein Bestes, die verschiedenen Modi – für Nicht-Kenner: eine Art Kirchentonarten – zu lernen und mich mit der Quadratnotation vertraut zu machen, in der die Melodien festgehalten waren. Nicht dass ich ein Meister darin geworden wäre. Aber langsam entwickelte ich einen Blick für das ungewohnte Notenbild und ein Gespür für die zunächst eigentümlich klingenden Wendungen. Das Fremde wurde mir langsam vertraut, aber es blieb mysteriös. Es klang spirituell, bis ich irgendwann merkte, dass auch die Gregorianik

nicht vollständig in Skalen einzufangen war. Im Gegenteil, eigentlich ging es darum, dass historische und spirituelle Praxis zusammengehören.

Dafür braucht man eine eigene Stimme, nicht einfach nur ein mathematisches Wissen und handwerkliches Geschick. Der Gregorianik-Experte Stefan Klöckner beschreibt die Bewegung, die man machen muss, um wirklich singen zu können, folgendermaßen: »In der Verinnerlichung der Gesänge liegen sowohl die Wurzel ihres Entstehens als auch die Verdichtung ihrer spirituellen Tiefe begründet. Alle Debatten um ›alt‹ und ›modern‹, um ›traditionell‹ und ›aktuell‹ werden vor dem Hintergrund dieses Ansatzes obsolet.«²

Es ist also ein Trugschluss, dass Musik darum schon monastisch wäre, weil sie alt ist. Auch neue Musik kann sehr spirituell sein. Wichtig ist, dass man verinnerlicht, was der Klang und der Text, der gesungen oder musikalisch umgesetzt wird, gemeinsam bedeuten. Dann wird die Grenze von Zeit und Ewigkeit überschritten. Die Freiheit, die man durch die spirituellen Klänge erlangt, kommt nicht durch eine bestimmte Melodie zustande, sondern erst durch den Klang im eigenen Innern.

Erst nach und nach lernte ich, dass die ursprüngliche Art, Gregorianik zu notieren, gar nicht Noten waren, sondern die sogenannten »Neumen«: Zeichen, die angeben, mit welcher Dynamik man eine bekannte Melodie singen sollte. Anscheinend war die *Praxis* des Singens der Ausgangspunkt, nicht die *Skala*. Eine Praxis, die scheinbar schon seit tausend Jahren das Innere der Menschen berührte. Ob es im Mittelalter wohl »unerwartete Momente der Improvisation« und »eine persönliche Note« gegeben hatte? Ich war mir sicher: Die Register, mit denen man Gottes Lob singt, sind wertlos, wenn man nicht die richtigen, die eigenen zieht!

Resonanz

Als ich ins Kloster eintrat, hatte ich von Anfang an das Gefühl, dass in der Musik etwas von meiner Gottessuche resonieren könnte. Der Klang der Mönche zog mich magisch an, und das machte mich zum fanatischen Schüler des geistlichen Gesangs. Ich tat nichts anderes mehr als Bücher über Choral zu verschlingen und CDs zu hören. Es war, so glaubte ich, ein Weg der Verinnerlichung, denn der klösterliche Gesang richtet sich auf eigentümliche Weise nach innen.

Man merkt es in jedem Gottesdienst: wo man normalerweise gewöhnt ist, jede Zeile eines Liedes bis zum Ende aus voller Brust auszusingen, wird das beim Psalmensingen schnell negativ auffallen. Man endet einen Vers mit einem Decrescendo (wird also leiser), und eben nicht mit einem vollen Ton. Damit lenkt man den Strom des Textes und der Melodie quasi Zeile für Zeile nach innen. Das ist ungewohnt und erfordert am Anfang Übung. Oft merkt man selber nämlich gar nicht, wenn man doch viel zu laut singt. Aber auch »Widderhorn und tönen Zimbeln« dürfen den eigentlichen Lobgesang nicht übertönen.

Der Mönch, der einen darauf hinweist, dass man sich ein wenig zurücknehmen müsse, trifft einen wunden Punkt. Denn er sagt damit eigentlich, dass man seinen inneren Resonanzraum noch nicht betreten hat, und das hört niemand gerne, auch wenn es stimmt. Übung macht eben den Meister. Noch wichtiger als die richtige Gesangstechnik und das Wissen über die musikalischen Hintergründe ist jedoch die Frage, was eine spirituelle Resonanz eigentlich ist. Denn langsam aber sicher kann man auch zum musikalischen »Fachidioten« werden, der überhaupt nicht mehr nach innen, sondern nur noch auf die Technik gerichtet ist. Mir ging es zum Beispiel beim Studium meines »Graduale Novum« so, der zu jener Zeit neuen Notenausgabe, in der die Gesänge anhand von Handschriften noch näher als in den bisher bekannten Versionen an das historische Original herankamen. Faszinierend und sehr wichtig. Aber ich fixierte mich zu sehr auf die »Semiotik«, die Wissenschaft, die alten Handschriften zu interpretieren.

Der Begriff »Resonanz« des Soziologen Hartmut Rosa hat mir dabei geholfen, Musik wieder als probates Mittel für die Verinnerlichung und damit für das Gotteslob zu verstehen, nicht nur als Technik. Er schreibt: »Nichts anderes scheint eine vergleichbare psychisch wirksame Qualität zur alltäglichen Vermittlung und Heilung subjektiver Weltverhältnisse zu besitzen. Musik scheint so etwas wie das universelle Bindemittel für das spätmoderne Weltverhältnis geworden zu sein.« Wie ich mich zur Welt verhalte, bestimmt also, ob ich offen für Spiritualität bin oder eben nicht. Musik kann mir helfen, mich zu öffnen, aber nur wenn ich ihr offen begegne. Das geht sogar so weit, dass meine Musik mitbestimmt, wer ich bin: »Kein anderes Medium hat eine auch nur annähernd so hohe Bedeutung für die Herausbildung und Stabilisierung von (spät)modernen Identitäten.«³

Als Mönch musste ich mir also tatsächlich Gedanken darüber machen, welche Musik zu meiner Lebensform passt und welche nicht, also auch welches Register ich ziehen und welches Instrument ich spielen konnte. Die Gesänge, die ich hörte, studierte, einübte und sang, waren Resonanzen meines Daseins. Die Bluesharp war es nicht, so dachte ich zumindest. Es ging nun mal nicht alles, schon gar nicht, wenn ich spirituelle Erfahrungen in der Musik suchte. In der Resonanztheorie kann die Wirklichkeit nämlich auch tatsächlich »antworten«, wenn man sich richtig zu ihr verhält. Rosa benutzt dafür das Wort *Gott*: »Religion kann dann verstanden werden als die in Liedern und Erzählungen erfahrbar gemachte Idee, dass Gott im Grunde die Vorstellung einer antwortenden Welt ist.«⁴

Bloß nicht vom Weg des Mönchsgesangs abbringen lassen, dachte ich mir. Er schien mir quasi wissenschaftlich legitimiert. Weg mit dem Lärm! Nur leider spricht Rosa in diesem Zitat über *Popmusik* und nicht über *Gregorianik*, die er ansonsten durchaus häufig zitiert. Und ob »Trommel und Reigentanz« im Psalm wohl so geräuscharm waren? Wie so oft beißt die Katze sich selber in den spirituellen Schwanz: man meint, den richtigen Klang gefunden zu haben, und je mehr man davon überzeugt ist, umso weniger passt er.

Aber im Ernst, eine spirituelle Resonanz durch Pop? Sicher ist nicht alles, was in den Hitparaden ist, geeignet, um uns für die Antworten auf weltbewegende Fragen empfänglich zu machen. Aber prinzipiell können ganz verschiedene Repertoires und Interpretationsweisen zu Resonanzen unserer Spiritualität werden. Da wir als moderne Menschen auch nicht mehr »an einem Stück« sozialisiert werden, wäre es sogar sehr merkwürdig, wenn es nur einen einzigen Musikstil in unserem Leben gäbe. Bei mittelalterlichen Mönchen mag das der Fall gewesen sein, vielleicht auch bei jenen, die vor einigen Jahrzehnten mit achtzehn ins Kloster eintraten und noch wenig von der Welt gehört und gesehen hatten. Bei mir war die Sache jedenfalls komplizierter. Ich hatte schon eine bewegte musikalische Biografie, als ich eintrat – fühlte mich selber als »Song-and-Dance-Man«. Das zu verleugnen und meine Mundharmonika endgültig an den Nagel zu hängen, hätte bedeutet, eine Resonanzachse abzuschneiden, die zu meiner Identität gehörte, ob ich wollte oder nicht. Dass ich es doch versuchte, war naiv und fanatisch zugleich.

Wiederentdecken

Lieder können uns so stark prägen, dass wir sie unser ganzes Leben lang nicht mehr verlieren. Sie bleiben Resonanzräume unseres Verlangens, so sehr wir uns auch entwickelt haben. Sie resonieren in unserem Körper, wenn wir sie hören oder singen, und manchmal ist es egal, wieviel Zeit seit dem letzten Mal vergangen ist. Um es kurz zu machen: mir ging es mit der Mundharmonika so. Ich habe mich im Kloster eine ganze Zeit lang geziert, wollte nichts mehr vom Klang des sehnsuchtsvollen Folkblues wissen. So war denn auch meine letzte Bluesharp beim endgültigen Umzug in die Abtei verlorengegangen, war irgendwo liegengeblieben oder schlummerte noch in einem Umzugskarton, den ich wohl erst nach Jahren wieder öffnen würde.

Es geschah bei einem Folkkonzert, zu dem ich mit einem Freund ging. Eigentlich war schon klar, dass das mir selber auferlegte Embargo

gefallen war, als ich mich darüber freute, die Eintrittskarte geschenkt zu bekommen. Aber selber spielen? Das war doch noch etwas anderes. Wie der Zufall so wollte, konnte man an einem Stand im Foyer Bluesharps kaufen. Viel zu teuer natürlich, man hätte sie im Internet für die Hälfte bestellen können. Dennoch schlich ich ein ums andere Mal um den Stand herum. Mein Freund sagte: »Ich kaufe dir eine Harmonika, denn das gehört doch zu deiner Identität.«

Sollte er recht haben? Sollte in meiner modernen Mönchside ntität, meiner langsamen Gottessuche, auch Platz für eine Harmonika sein, die irgendwie mit dem Gotteslob verbunden war? Wie gut er mich verstanden hatte! Ich gab mir einen Ruck und freute mich von Herzen auch über dieses Geschenk, das ich verstohlen mit nach Hause in die Abtei nahm. Seitdem spiele ich wieder Mundharmonika – und habe es von Anfang an als Befreiung erfahren. Gott sei Dank, das Vorspiel war vorbei, jetzt begann das echte Spiel!

Wenn man von einem »Revival« spricht, sind meistens Sounds aus einer fernen Vergangenheit gemeint, die heute erneut in Mode gekommen sind. Die Gregorianik erlebt gerade ein solches Revival. Eigentlich hatte man den lateinischen Choral in den Gottesdiensten seit den sechziger Jahren abgeschafft. Moderne Lieder traten an seine Stelle. Im letzten Jahrzehnt hören wir jedoch auf CDs, von Chören und auch in manchen Gottesdiensten auf einmal wieder Hymnen und Antifonen, die lange vergessen zu sein schienen. Wie ist dieser »Erfolg« zu erklären? Interessanterweise sind es oft nicht diejenigen, die mit den lateinischen Messen aufgewachsen sind, die sich heute dafür begeistern. Offensichtlich verbinden sie mit ihrem spirituellen Verlangen etwas Altes, Historisches, das in diesem Repertoire zum Ausdruck kommt.

Die Frage ist, ob es dabei nicht zuweilen um ein Verlangen nach einer Spiritualität geht, die es so vielleicht nie gegeben hat. Der amerikanische Ritualwissenschaftler Ronald Grimes spricht von »Fantastereien«, die wir zum Klingen bringen und die uns manchmal davon abhalten können, uns unseren tatsächlichen Lebensumständen zu stellen. Seiner Meinung nach braucht es »Kreativität«, die

»permanent Ausdrucksformen wieder-entdeckt«. Wer kreativ ist, flüchtet sich nicht in eine Fantasie, sondern verbindet Altes mit Neuem. Die Entdecker haben also nicht den naiven Anspruch, etwas ganz Neues zu schaffen, aber eben auch nicht, das Alte schlicht zu kopieren: »Sowohl traditionelle als auch neuerfundene Ausdrucksformen können uns bis ins Mark treffen und uns helfen, die Stromschnellen unseres Lebens zu meistern.«⁵ Was hier über Rituale gesagt wird, gilt auch für Lieder. Sie sind der Soundtrack der Rituale, mit denen wir unserem Verlangen nach Sinn Ausdruck verleihen.

Mein Revival hatte lange Zeit darin bestanden, mich in die Fantasterei eines klösterlichen »Monosounds« zu flüchten. Es konnte nur *eine*, aus vergangenen Jahrhunderten stammende musikalische Ausdrucksform für meine Suche geben. Je mehr ich aber die Fantasie losließ und mich wirklich um einen persönlichen Zugang zur Gregorianik bemühte, umso mehr kam es mir komisch vor, dass ich andere Musikformen und Lieder, die sich tief in mir befanden, verdrängt hatte. Ich musste sie wieder spielen, singen und hören. Irgendwann erwachte der Begriff »Lebenslieder« tatsächlich zum Leben. Selbst wenn wir wollen, können wir diese Lieder nie ganz verleugnen. Wer hat keine Songs, die mit der Pubertät verbunden sind, dem ersten Kuss, dem ersten Bier oder einer Reise?

Was auf allgemein menschlichem Niveau gilt, ist meist auch auf spirituellem Niveau wahr. Ich wollte das Wagnis eingehen, meine Lebenslieder, die ich auf dem weltlichen Instrument Bluesharp entdeckt hatte, aus klösterlicher Perspektive wiederzuentdecken. Was bedeuten Folksongs für meine Suche nach Gott – als Singersongwriter? Das ist eine Art umgekehrte Bewegung. Ist es auch eine Rolle rückwärts? Das wäre es, wenn ich auf einmal das Folkrepertoire mit Nostalgie gepflegt hätte – und es gibt sicher viele Menschen, die das tun. Wenn man aber wirklich nach Gott sucht, hilft Nostalgie nicht weiter. Dann braucht man Klänge, die den inneren Resonanzraum öffnen, zum Lobpreis Gottes. Für mich ist das sowohl der gregorianische Choral als auch die Mundharmonika mit all ihren Songs, die für mich zu Lebensliedern geworden sind.

Einklang

In meinem Innern resonieren sehr unterschiedliche Klänge. Manche findet man in alten Schriften zur Klosterspiritualität sicher nicht, andere durchaus. Ich glaube inzwischen, dass es nicht so sehr auf das musikalische Medium ankommt, sondern auf die Haltung. *Dass* es Resonanzräume für die Gottessuche geben muss, ist ein Grundprinzip der benediktinischen Spiritualität, in der ich heute lebe. Für mich war es einer der Gründe in diesen Orden einzutreten, dass Benediktiner ein *liturgisches* Leben führen: sie singen einen beträchtlichen Teil des Tages, und auch wenn sie nicht singen, leben sie in einem Stil, den man als »musisch« bezeichnen kann.

In der Regel des heiligen Benedikt aus dem sechsten Jahrhundert lesen wir über diese Lebensliturgie: »Beachten wir also, wie wir vor dem Angesicht Gottes und seiner Engel stehen müssen, und stehen wir so beim Psalmensingen, dass Herz und Stimme im Einklang sind« (RB 19,6-7). Der Einklang, der hier gemeint ist, betrifft Körper und Geist. Die Stimme (*vox*) ist die Seite unserer Identität, die körperlich zum Ausdruck bringen kann, was innerlich, in unserem Geist (*mens*), vorhanden ist. Das kann unser Verlangen sein, gerade wenn wir uns der Wirklichkeit so öffnen, dass unsere Stimme wirklich resoniert und »Gott« uns antwortet. Primär für unsere Erfahrung ist nämlich die Stimme. Den »Einklang«, den Benedikt auf das Psalmensingen bezieht, vermute ich auch beim Spiel auf der Mundharmonika. Es geht darum, dass wir Lebenslieder singen oder spielen, die uns in Einklang mit Gott und Welt bringen. Warum also nicht mit einem umgekehrten Revival?

Zuvor gibt Benedikt uns seine ganz eigene Erklärung einer Resonanz: »Überall ist Gott gegenwärtig, so glauben wir, und die Augen des Herrn schauen an jedem Ort auf Gute und Böse« (RB 19,1). Wir leben immer *in* der Wirklichkeit, und die Welt hat auch dann einen tiefen Sinn, wenn wir es gar nicht merken. »Gott« ist dieser Sinn der Wirklichkeit. Es gehört zum Menschsein dazu, dass wir diesen Sinn zum Klingen bringen, im Lobpreis »mit Harfe und Leier«. Denn

dann kann ein wenig von unserem Verlangen und unserer Sehnsucht zu Hoffnung und Vertrauen werden. Benedikt verwendet dafür freilich andere Worte: »Das wollen wir ohne Zweifel besonders dann glauben, wenn wir Gottesdienst feiern« (RB 19,2). Lebenslieder zu hören und zu singen, auf der Bluesharp zu spielen, manchmal mit persönlicher Note und unerwarteten Wendungen, ist für mich eine Form von Gotteslob. Kein Widerspruch zu meiner Gottessuche, sondern Vehikel; kein Störsender im Klosterleben, sondern Intensivierung.

Das heißt freilich nicht, dass ich heute den ganzen Tag zwischen den Gottesdiensten im Kloster Mundharmonika spielen würde. Dann würden meine Mitbrüder in den hellhörigen Zellen mich sicher schnell davon abhalten. Auch in unserer Liturgie ist weder für die Mundharmonika noch für das Folkrepertoire Platz, anders als in mancher Pfarrkirche. Dennoch bleibt genug Raum, um die Brücke zu meinen eigenen musikalischen Wurzeln zu schlagen. Denn kein einziges Lebenslied findet immer und überall einen Klangraum, auch gregorianische Sequenzen nicht. Das ist aber auch nicht nötig. Wenn wir Benedikt ernst nehmen und das ganze Leben Liturgie ist, dann sind alle unsere Lebenslieder auf ihre ganz eigene Art und Weise liturgische Klänge, Resonanzräume der antwortenden Welt, die wir »Gott« nennen. Es lohnt sich, nach ihnen zu suchen »damit Gott in allem verherrlicht werde« (RB 57,9).

Idole: »Ich bin der Herr, euer Gott«

Alles, was uns heilig ist, kann uns schnell zu Fanatikern machen. Es ist für Menschen gut und richtig, Leuchtfeuer für ihren Lebensweg zu haben. Das beginnt schon in jungen Jahren, wenn man nach Orientierung sucht, kann aber immer wieder nötig sein. In Krisen, Schwächen oder auch überschwänglichen Lebensphasen brauchen wir Anhaltspunkte. Gerade dann ist es aber sehr verlockend, diese zu verabsolutieren. Menschen werden zu »Abgöttern«, meistens mit einem großen Sicherheitsabstand, damit sie sich nicht so schnell vom Sockel stürzen und uns nicht enttäuschen.

Im heutigen Medienzeitalter werden uns mehr als genug »Produkte« angeboten, die als Abgötter dienen können. Ich habe aber als Mönch gemerkt, dass auch im Kloster jede Menge »Abgötter« zum Greifen nahe sind. Eine bestimmte Lebensform, ein Mitbruder, die Tradition: all das kann uns davon abhalten, uns wirklich auf Gottesuche zu begeben. Schon im biblischen Zeitalter war das so. Daher lesen wir in den Weisungen, die Mose empfangen hat:

Ich bin der Herr, euer Gott.

*Ihr sollt euch nicht anderen Göttern zuwenden
und euch nicht Götterbilder aus Metall gießen.*

Ich bin der Herr, euer Gott (Lev 18,3-4).

Wer hatte in seiner Jugend nicht solche »Abgötter«, deren Konterfeis nicht »aus Metall gegossen« waren, sondern im Schlafzimmer als Poster oder Starschnitt einen prominenteren Platz einnahmen als das Weihwasserbecken, das schon über dem Kinderbettchen hing, und das Bronzekreuz, das man zur Erstkommunion bekommen hatte? Bei mir war es jedenfalls so. Das begann schon als Kind mit meiner Begeisterung für die Stars der ZDF-Hitparade. In der Pubertät sammelte ich »Bravo«-Poster von allen möglichen Stars und Sternchen,

Sängerinnen und Sängern. Aber wirkliche Vorbilder wurden sie für mich nicht. Vielleicht waren sie zu glatt, vielleicht zu kurzlebig oder zu inhaltslos. Wirklich Charakter hatte keiner derjenigen, über die ich mit roten Ohren las. Ich hörte ihre Lieder und las die Storys, gemeinsam mit Klassenkameraden.

Gefiel mir der Popsound der Achtziger? Schwer zu sagen, denn in der Popkultur geht es immer um das Gesamtgefüge von Sänger und Lied. Wir hören nur noch selten Lieder, die sich unabhängig davon, wer sie singt, durchsetzen. Unsere Stars singen unsere Hymnen, und niemand anders, und das fördert nicht unbedingt ihre Qualität. Als Zwölfjähriger nahm ich Lieder aus dem Radio auf, wie man das damals mit einem Kassettenrekorder machte. Wenn die angehimmelten Interpreten von der Bildfläche verschwunden waren, hörte ich sie mir nie wieder an. Es waren vielleicht doch »Abgötter«, die mich blind dafür machten, ob mir die Musik wirklich gefiel, und schon erst recht, für welche Inhalte sie stand.

Idole

Schließen echte Sinnsuche und Idole sich aus? Diese Frage wird aus geistlicher Sicht oftmals mit einem klaren Ja beantwortet. Man verschließt sich der eigenen wahren Identität, wenn man sich zu sehr auf eine Scheinwelt richtet; wenn man seine eigenen Wünsche und Sehnsüchte auf Bilder von anderen Menschen projiziert, die kaum der Realität entsprechen. Ganz zu schweigen von der Offenheit für den letztendlichen Horizont des Lebens, das Ziel der geistlichen Suche: Gott. Man kann keinen eigenen Charakter entwickeln, wenn man andere Personen vergöttert. Diese Gefahr ist besonders groß, wenn es um öffentliche Personen wie Popstars geht.

Als Mönch plagen mich auch heute immer wieder Zweifel an meinem Interesse an berühmten Sängern, das mir geblieben ist, auch wenn ich heute nicht mehr die »Bravo« dafür zu konsultieren brauche. Darf man sich als »Gottessucher«, wie der heilige Benedikt Mönche ausdrücklich nennt (RB 58,7), an einem Personenkult beteiligen, der